

Immer die Würde im Blick

Fachtagung zum Umgang mit Kranken und Sterbenden / „Ethische Verantwortung“ in Heimen

Gute Pflege ist die Manifestation von Achtung der Würde, erklärte Dr. Doris Pfabigan bei der Fachtagung anlässlich des Welttags der Kranken in Eichstätt. Die wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Wien und examinierte Krankenschwester, machte deutlich, dass der Körper „als sichtbarer Träger der Würde“, der Hilfe bedürfe. Hierfür seien Ressourcen notwendig. In diesem Sinne seien Krankenhäuser, Alten- und Pflegeheime Symbole der Würde.

HILFE FÜR DIE SEELE

Über 600 Teilnehmer zählte die Tagung in Eichstätt. Auf Einladung der Arbeitsgemeinschaft Klinikseelsorge in der Diözese Eichstätt, der Fakultät für Soziale Arbeit an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, der Katholischen Erwachsenenbildung und dem Katholischen Pflegeverband setzten sich in der Pflege Tätige mit den ethischen Herausforderungen in Pflege und Begleitung auseinander.

Pfabigan griff gleich zu Beginn das Thema der Tagung auf und stellte die Frage, ob die Würde des Menschen antastbar sei. Immanuel Kant habe den Begriff der Menschenwürde entscheidend mitgeprägt. Demnach besitze der Mensch als Person Würde in seiner Absolutheit. Er habe Bedürfnisse als Körper und Geist. Die Gefahr sei immer, dass „wir nur einen Teil eines Menschen“ sähen und „nutzen“: Den Taxifahrer als Fahrer, die Pflegebedürftigen nur als Objekte der Pflege.

Zwischen 2008 und 2010 führte Pfabigan in Wiener Altenheimen Interviews. Dabei sei deutlich geworden, was Würde aus Sicht von pflegebedürftigen Menschen und deren Angehörigen bedeute. Sie hätten sich „sehr gefreut, dass sich jemand für ihre Situation interessiert“, erklärte Pfabigan. Durch die Gespräche sei zudem deutlich geworden, dass sich Pflegebedürftige vielfach abhängig fühlten. Sie litten drunter, nicht beim Namen genannt zu werden oder Schamsituationen hilflos ausgesetzt zu sein. Schlimmer als beschimpft zu werden, sei es für die Heimbewohner, übersehen zu werden, betonte Pfabigan. Eine Frau habe ihr im Interview gesagt: „Das Schlimme ist,



Foto: pde/Löhlein

Rund 600 Teilnehmer beschäftigten sich bei der Fachtagung an der Universität in Eichstätt mit Fragen zur Würde von Pflegenden und Sterbenden.

dass einem die Würde genommen wird. Aber die, die das tun, merken das gar nicht.“ Eine andere wiederum habe gesagt, wie gut ihr getan habe, dass die Schwester zu ihr gesagt habe: „Sie sind fantastisch, was Sie alles wissen.“

„Menschen sind viel mehr als Pflegefälle“, stellte Pfabigan klar. Sie seien Menschen mit einem Pflegebedarf, aber noch viel mehr: Rechte und Standards seien wichtig, die Motivation und Haltung der Pflegenden sei aber entscheidend. Häufig seien es strukturelle Probleme, die ein Handeln in Würde fast unmöglich machten. Das Lohn-dumping und die Abwertung der meist weiblichen Pflegetätigkeit sei ein gesellschaftliches Problem.

Der rote Faden der Tagung, war

die Kommunikation, die Handeln in Würde ermöglichen kann. Dazu referierte Professor em. Dr. Ernst Engelke, der an der Fakultät für Soziale Arbeit in Würzburg lehrte. Engelke, der viele Jahre in Hospizeinrichtungen in Konzeption und Planung tätig war, aber vor allem auch als Seelsorger und Gesprächspartner von schwer kranken Menschen, ging in seinem Vortrag auf Sprache und Kommunikation als ethische Aufgabe ein.

Ethik funktioniere nicht um ihrer selbst willen. Es gehe um verantwortbare Praxis. Engelke erzählte, dass ihn als Seelsorger eine alte, sterbensranke Frau gefragt habe, warum sie so leiden müsse. Er habe ihr mit Aristoteles und Bibelziten geantwortet, und dabei die

Frau „jedoch in nichts erreicht“.

Die Begegnungen mit Sterbenskranken seien eine Konfrontation mit ihrer Lebenswirklichkeit und der der anderen. Die einer jungen Pflegerin mit einer alten Frau, die eines Gesunden mit einem Sterbenskranken. Weder Standardsätze noch feste Regeln helfen bei Sterbenskranken, sagte Engelke, der jahrelange Erfahrung durch Gespräche auf Palliativstationen und Hospizen hat. „Was ich gesagt habe, weiß ich erst, wenn mein Gegenüber mir geantwortet hat.“ Trost komme von treu sein. Menschen, die Sterbenskranken beistehen, sollten da sein, nie Forderungen haben, die sie selbst nicht erfüllen könnten. In den meisten Zielsetzungen der Hospize stehe, die Menschen müssten sich damit abfinden, dass sie sterben müssten. Ein sterbenskranker Mensch brauche in seinem Kampf Verstehen. In einem Workshop am Nachmittag fragte Engelke: „Müssen Sterbende ihr Sterben akzeptieren?“

BEGLEITEN UND BETREUEN

In der „Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen“ von 2010 steht: „Krank werden, älter werden, Abschied nehmen und damit verbundenes Leiden sind als Teil des Lebens zu akzeptieren.“ Ob diese Forderung mit der Wirklichkeit Sterbenskranker übereinstimme, fragte Engelke. Christus habe Angst gehabt vor dem Sterben, seinen Vater gebeten, den Kelch an ihm vorüber gehen zu lassen. Hiob habe geklagt und wollte in seinen Klagen ernst genommen werden. Die allermeisten sterbenskranken Menschen wollten das seiner jahrelangen Erfahrung nach auch. Die vielfach in Dokumenten zitierte Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross habe nach Aussage ihrer Schwester am eigenen Lebensende nicht gehen wollen, sich nicht ins Sterben fügen können. Engelkes Forderung lautete, die Sterbenskranken in ihrem Kampf zu begleiten.

„Gesunde Menschen tun fast alles, um nicht krank zu werden. Kranke wollen wieder gesund werden.“ Sterbensranke hätten ein Recht, gegen ihr Leiden und Sterben zu protestieren, und darauf, dass ihr Widerstand gegen das Zu-



Foto: Schurr-Schöpfel

Infobörse: Unter der Aula der Katholischen Universität stellten zahlreiche Organisationen ihre Arbeit vor.

und Loslassen respektiert werde, lautete sein Plädoyer.

Wie würdigende Kommunikation mit dementiell erkrankten Menschen möglich ist, versuchte Martin Alsheimer in seinem Workshop darzustellen. Wolfgang Flach wiederum gab in seiner Gesprächsrunde am Nachmittag Orientierungshilfe für gelingende Kommunikation im Alltag mit Schwerstkranken und Sterbenden. Professorin Dr. Constanze Giese fragte, wie weit die Verantwortung der Pflegenden zwischen Ökonomie und Pflege reiche. Sexuelle Belästigung gegen Pflegekräfte durch Patienten sprach Dr. Barbara Haslbeck in einem Workshop an. Kurzfilme als Impulse für die Reflexion von Erfahrungen in der Pflege stellte Dr. Thomas Henke von der Eichstätter Medienzentrale des Bistums vor und Bernadette Raischl zeigte Möglichkeiten im Umgang mit Ekelgefühlen mit schwerkranken Menschen auf.

Wie die Begegnung mit suicidalen Schwerkranken im Hospiz- und Palliativbereich aussieht, erläuterte Sepp Raischl. Auch in ihrem Wunsch nach Sterbehilfe dürften die Sterbenskranken nicht allein gelassen werden. Auch wenn klar sei, dass keine Beihilfe zum Suizid geleistet werden könne. Katharina Theising zeigte Wege auf, wie Angehörige in der Sterbephase begleitet werden können. Professor Dr. Charlotte Uzarewicz beleuchtete „Fremde(s) in der Pflege und kulturelle Kompetenz“. Insgesamt standen fast 20 Workshops zur Auswahl.

KEINE PFLEGEKAMMER

In einer Podiumsdiskussion zum Abschluss der Tagung sprachen Professorin Dr. Constanze Giese von der Stiftungsfachhochschule München und Ministerialdirektorin Ruth Nowak über die Zukunft der Pflege in Bayern. Eine Pflegekammer werde wegen Widerständen, die Nowak nicht näher benannte, erst einmal nicht kommen. Der Vorschlag der Ministerin für Pflege in Bayern sei, eine Körperschaft des öffentlichen Rechts mit freiwilliger Mitgliedschaft einzuführen. Die Pflegenden müssten sich selbst organisieren. Darum sei eine Pflegekammer wichtig, stellte Giese klar. Pflege habe zu wenig Lobby und die Pflegenden bräuchten mehr Selbstvertrauen in die eminent wichtige Arbeit, die sie leisteten.

Ulrike Schurr-Schöpfel/af

ZUM THEMA

Pflegewissenschaft an der KU

Akademiker im Krankenhaus – das sind heute längst nicht mehr allein die Ärzte. Pflege-Studiengänge sind in ganz Deutschland entstanden, die ihre Absolventen auf leitende Aufgaben bei der Organisation und Finanzierung von Pflege vorbereiten. Aber man brauche wissenschaftlich ausgebildete Fachleute nicht nur auf der Management-Ebene, „sondern auch direkt am Bett“, sagen Professorin Veronika Schraut und Dozentin Monika Hohdorf, die für den Bachelorstudiengang Pflegewissenschaft an der Katholischen Universität (KU) Eichstätt-Ingolstadt verantwortlich sind.

DUAL UND TEILZEIT

Zum Wintersemester 2012 an der Fakultät für Soziale Arbeit der KU eingerichtet, beinhaltet der Studiengang elf Semester, die in Teilzeit absolviert werden. Das Angebot richtet sich sowohl an Schulabgänger mit Ausbildungsvertrag zum Beruf des Gesundheits- und Krankenpflegers als auch an bereits examinierte Pflegekräfte, die ihr Stundenmaß für die Zeit des Studiums reduzieren, meist um ein Drittel. Der Studiengang ist auf 25 Plätze pro Jahrgang beschränkt.

Momentan sind 65 angehende Pflegewissenschaftler an der KU eingeschrieben. Die Pioniere des überwiegend von Frauen gewählten Studiengangs sind mittlerweile im achten Semester. Diejenigen von ihnen, die das Studium gleich nach der Schule begonnen haben, sind mit der parallel dazu begonnenen Berufsausbildung seit einem Jahr fertig. Machten sie in den ersten Jahrgängen noch über die Hälfte der Studierenden aus, so schrieben sich zum jüngsten Wintersemester mehrheitlich erfahrene Krankenschwestern und Pfleger ein. Die älteste Teilzeitstudentin ist Anfang 50.

Auch Schraut und Hohdorf sind keine Theoretikerinnen, sondern haben die Pflege von der Pike auf gelernt. Als Veronika Schraut im Jahr 2000 ihr Abitur in Ingolstadt machte, hatte sie in dem Altersheim, in dem auch ihre Mutter arbeitete, bereits Erfahrungen als Pflegehelferin gesammelt. Schon

damals wünschte sie sich manchmal, wissenschaftlich fundierte Kenntnisse an die Hand zu bekommen. „Zum Beispiel musste ich ganz schlimme offene Beine behandeln mit Methoden, von denen ich nicht wusste, ob sie ‘was bringen’.“ Um die Wartezeit

Zwei Wissenschaftlerinnen, die aus der Praxis kommen: Dr. phil. Veronika Schraut (l.) und Monika Hohdorf vom Studiengang Pflegewissenschaft in Eichstätt. Schraut hat derzeit die Vertretung der Professur inne, Hohdorf ist Lehrkraft und zuständig für Koordinierungsaufgaben.



Foto: Gess

auf den gewünschten Medizinstudienplatz zu verkürzen, absolvierte Schraut eine Ausbildung zur Altenpflegerin und entschied sich dann für ein Pflegemanagement-Studium in Nürnberg, trotz mittlerweile eingetretener Zusage für Medizin. „Ich hab’s nie bereut“, sagt die dreifache Mutter, die 2013 ihren Doktor gemacht hat.

DIREKT IN DIE PRAXIS

Als Monika Hohdorf 1981 in Sindelfingen beim Roten Kreuz ihre Ausbildung zur Krankenschwester begann, trugen die Schwestern noch Häubchen und akademische Grade in der Pflege waren noch Zukunftsmusik. Nach etlichen Dienstjahren, Fortbildungen und humanitären Einsätzen in Pakistan studierte Hohdorf in den 90er-Jahren Pflege in Großbritannien. „Deutschland ist unter den letzten Ländern in Europa, die die Pflegeausbildung an die Unis bringen“, weiß die Eichstätter Dozentin, die zuletzt elf Jahre an der Stabstelle für Pflegewissenschaft am Ingolstädter Klinikum gearbeitet hat. Bei ihrem Dienstantritt 2003 „gab es nur zwei solcher Stellen in Deutschland“, erzählt sie. Als Beispiel, wie Forschungsergebnisse in die Praxis gebracht werden, führt sie die Onkologie an: Wie können Bera-

tungsgespräche und Nachsorge für Krebskranke besser und langfristiger organisiert werden?

„Erweiterte Handlungsfelder in der professionellen Pflege“ wolle der neue Studiengang in Eichstätt erschließen, heißt es auf der Homepage der KU. Über die kurative

Pflege hinaus gehe es in Richtung Gesundheitsförderung, Prävention, Rehabilitation, Palliativpflege und Beratung. Fachleute führen auch ins Feld, dass Pflegekräfte aufgrund Ärztemangels mehr Aufgaben übertragen bekommen. Der Arzt stellt zwar die Diagnose, die Pflegefachkraft entscheidet aber immer öfter eigenverantwortlich über die Behandlung. Einige Studierende haben Schraut und Hohdorf bereits über positive Reaktionen von Ärzten auf ihrer Station berichtet.

Akademisch ausgebildete Pflegekräfte werden aber bis auf weiteres nur einen kleinen Anteil ausmachen. Der Wissenschaftsrat spreche von zehn bis 20 Prozent, gibt Hohdorf Auskunft. Ob sich der Einsatz der Eichstätter Pioniere auch auf dem Gehaltszettel durchschlägt, ist fraglich. Die Frage der Eingruppierung sei „schwierig“ gibt Hohdorf zu.

Nichtsdestotrotz gibt es am Pflege-Studiengang der KU schon Zukunftspläne. So ist angedacht ihn breiter zu öffnen, so dass auch Altenpfleger oder Kinderkrankenschwestern das Studium aufnehmen können. Und langfristig, so der Wunsch der beiden Dozentinnen, soll sich zum Bachelor auch ein Master-Studiengang in Pflegewissenschaft gesellen. Gabi Gess